

„Meeresrand“

Tragödie ohne Chor

Trotzig und verzweifelt hockt die von der Gesellschaft Ausgeschlossene mit zwei nörgelnden Kindern in einem schäbigen Hotelzimmer und fordert Teilhabe am demokratischen Urprinzip der Natur: „Das Meer konnte keine Enttäuschung sein. Das gab es einfach nicht. Das Meer ist überall für alle gleich.“ Da hatte sie wohl nicht mit dem Regen gerechnet. Mit dem fiesem feinen Nieselregen, der Kleidung und Nerven durchweicht, der alles in Matsch und Schlamm verwandelt – und das ersehnte blaue Meer in einen düsteren gurgelnden Schlund.

Die französische Dramatikerin Véronique Olmi schrieb ihr Prosadebüt „Meeresrand“ als Reaktion auf eine kurze Meldung über eine Kindsmörderin, die sie im Lokalteil der Tageszeitung las. Eine Meldung über eine Kindsmörderin, die mit ihren beiden Söhnen an dem Tag, bevor sie sie umbrachte, noch auf dem Rummel war und ihnen von ihrem letzten Geld Pommes Frites gekauft hatte. Olmi erzählt die Geschichte einer Sozialhilfeempfängerin und allein erziehenden Mutter in Frankreich, einer Randständigen, die von sich selbst sagt: „Ich bin für niemanden vorhanden. Auf mir kann man sich niederlassen wie auf einer Bank“. Zwei Söhne hat sie, ihre „Knirpse“, Stan, neun Jahre alt und Kevin, fünf. Denen will sie das Meer zeigen, ihnen auch mal etwas bieten. Der Ältere, er hat so gute Manieren, erzählt sie stolz, man weiß gar nicht, wo er das herhat, wie eine richtige Dame behandelt er sie, hält ihr immer die Tür auf. Aber der Alltag lastet schwer auf den Schultern dieses so höflichen Jungen, der sich schrecklich schämt, als man ihren zusammengesparten Berg Münzen, lauter Cent-Stücke, in der Gaststätte nicht annehmen will.

Er wird später als erster sterben. Von seiner Mutter mit dem Kissen erstickt. Ganz schnell danach sein Bruder, „damit sie zusammen bleiben“.

Gilla Cremer, freie Schauspielerin und in Hamburg mit ihren „Theaterunikaten“ längst keine Unbekannte mehr, hat jetzt aus der Novelle eine Bühnenfassung entwickelt und unter der Regie von Michael Heicks zur Aufführung gebracht. Der drastischen

Umgangssprache des Originals scheint sich die deutsche Übersetzung bewusst verweigern zu wollen, ist überraschend poetisch, fast zart, dann wieder lakonisch-distanziert und nüchtern, nicht gerade das Idiom einer sozialen Randgruppe. Was zunächst befremdet, verstärkt schließlich den Eindruck der vielen kleinen Grausamkeiten im Alltag dieser Frau, legt ihn auf besonders leise und zwingende Weise bloß und nimmt uns Zuschauern durch die Auflösung des sprachlichen Klassenunterschieds gleichzeitig jede Möglichkeit zur Abgrenzung. Und Gilla Cremer kann in ihrem intensiven Soloabend ganz auf sich selbst vertrauen. Sie spielt die psychisch kranke Mutter mit einer Präsenz, die weh tut; mal in sich zurück gezogen, autistisch fast, ohne Wahrnehmung der Außenwelt. Dann wieder: Hysterie, Panikattacken, Ausbrüche so unberechenbar, von so wuchtiger Drohkraft, dass ein tausendstimmiges inneres Panikorchester ihr schließlich die Luft zum Atmen wegrißt. Sie läßt uns die Einsamkeit eines Menschen am Rand der Gesellschaft spüren. Die Überforderung einer Frau, die nicht zurechtkommt mit dieser Welt, in der unaufhörlich von ihr verlangt wird, was sie nicht leisten kann. Eine Frau, die nie genügt. Nicht Hélène, der von ihr mit kindlicher Eifersucht gehassten Lieblingslehrerin ihres Sohnes, die sie in die Schule zitiert. Nicht den Leuten vom Jugendamt, die immer wieder drohen, ihr die Kinder zu nehmen. Nicht einer Gesellschaft, die perfekte Mutterliebe als naturgegeben erwartet. Und irritiert glauben wir ihr ihre Liebe trotz allem, ihren Traum, ihren trotzigen Stolz, den Kindern das Meer zu zeigen, wie jeder andere „einen kleinen Urlaub“ machen zu können. Wir beobachten ihren verzweifelten Kampf, ihren störrischen Mut, ihre Verzagtheit und ihr permanentes Scheitern, das in eine grauenhafte Tragödie führt, die sich unserem völligen Verstehen letzten Endes dann dennoch verweigert.

Kein Event bietet dieser Abend, der ohne Effekte auskommt und glücklicherweise auch ohne Videoeinspielung, sondern eine Demonstration dessen, was Theater kann, wenn man es auf seine Grundlagen reduziert. In einem spartanischen Bühnenbild erzählt ein Mensch eine Geschichte, leise meist, aber eindringlich und bedrohlich nah. Nur unterstützt von ihrem erstklassigen Cellisten Patrick Cybinski, der ihre innere Stimme in Musik übersetzt, erzählt uns Gilla Cremer mit „Meeresrand“ eine Tragödie unserer Zeit. Wir brauchen dafür wieder einen Chor, schreibt sie im Programmheft. Der Chor sind wir.

Am 20. und 21. Februar ist „Meeresrand“ mit Gilla Cremer und Patrick Cybinski noch einmal zu sehen, jeweils um 20.00 Uhr im Thalia in der Gaußstraße, Hamburg.

Véronique Olmi, „Meeresrand“ ist, aus dem Französischen übersetzt von Renate Nentwig, im Antje Kunstmann Verlag erschienen.

© Sylvia Fritzingler in **TEXTPROBE**